

Oliver Marchart (Hg.)
Facetten der Prekarisierungsgesellschaft

OLIVER MARCHART (Hg.)

Facetten der Prekarisierungsgesellschaft

**Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven
auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben**

[transcript]

Gedruckt mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds SNF
und der Forschungskommission der Universität Luzern.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Satz: Michael Rauscher, Bielefeld

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-8376-2193-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft

Oliver Marchart | 7

I DIE PASSAGE ZUR PREKARITÄT: THEORIEPERSPEKTIVEN

Wird die Prekarität ein neues Leitmodell der Arbeit?

Patrick Cingolani | 23

Flexibilität und Prekarität

Die zwei Gesichter einer entfesselten Marktgesellschaft

Franz Schultheis | 37

Das Regulationsdilemma prekärer Arbeit

Große Krisen des Kapitalismus und (blockierte) Alternativen
der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung

Bernd Röttger | 49

Ungleichheit, Devianz und Differenzierung

Paradigmen der Inklusions- und Exklusionsforschung

Cornelia Bohn | 71

Flexibilisierung minus Normalität gleich Prekarität?

Überlegungen über Prekarisierung als Normalisierung

Jürgen Link | 91

II DIE PASSAGE ZUM PREKARIAT: HANDLUNGSPERSPEKTIVEN

Prekarität aus post-operaistischer Perspektive

Marianne Pieper | 109

Virtuosität und neoliberale Öffentlichkeit

Isabell Lorey | 137

Von Ausschluss zu Ausschluss

Migration und die Transformation politischer Subjektivität

Serhat Karakayali | 147

Prekäres Regieren

Methodologische Probleme von Protestanalysen und eine Fallstudie zu Superhelden in Aktion

Ulrich Bröckling | 155

Prekäre Verknüpfungen

Das Protestjahr 2011 aus diskursanalytischer Perspektive

Mario Vötsch | 173

Demokratische Politik im Zeitalter des Postfordismus

Chantal Mouffe | 205

Autorinnen und Autoren | 217

Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft

Oliver Marchart

»Prekarität ist überall«. So Fazit und Titel eines Vortrags, in dem Pierre Bourdieu 1997 die »Allgegenwart« von Prekarität diagnostizierte. Ein »breitgefächelter Prekarisierungsstrom« habe sich in den privaten wie in den öffentlichen Sektor, in die Industrie wie in den Kulturbereich ergossen und reiße die gesamte soziale Welt mit sich (Bourdieu 1998). Prekarisierung gehöre, so Bourdieu, einer neuen Herrschaftsnorm an. Mit ihr wird ein allgemeiner Dauerzustand der Unsicherheit errichtet. Denn die durch Erwerbsarbeit geregelte Existenzsicherung ist nur noch bis auf Widerruf gewährleistet. Im äußersten Fall werden, nach Verlust der Arbeit, alle Lebensverhältnisse der Individuen in Frage gestellt. Wenn diese Diagnose, die inzwischen von vielen weiteren Sozialwissenschaftlern geteilt wird, zutrifft und Prekarität tatsächlich überall ist, dann wird man nach ihren gesellschaftstheoretischen Implikationen fragen müssen. Der vorliegende Band – wie die ihn flankierende Studie *Die Prekarisierungsgesellschaft* (Marchart 2013a) – unterbreitet den Vorschlag, die gegenwärtigen Gesellschaften des Westens, soweit sie den fordistischen Kompromiss der Nachkriegszeit und den Wohlfahrtsstaat hinter sich lassen, als Prekarisierungsgesellschaften zu verstehen.¹ In Prekarisierungsgesellschaften ist das soziale Gefüge einem Prozess der Verunsicherung tendenziell aller Arbeits- und Lebensverhältnisse ausgesetzt, d.h. der Diffusion von Prekarität in den gesamten Raum des Sozialen.

Natürlich boten die Wohlfahrtsregime des Westens ihrer Bevölkerung auch zuvor keine vollständige Sicherheit.² Jeder wisse, so Adorno zu einer Zeit, in der von Hartz IV noch lange nicht die Rede war, »daß die Gesellschaft ihre Gnaden-

1 | Für eine erste Formulierung des Arguments vgl. Marchart 2010. Für den gesellschaftstheoretischen »Überbau« der Rede von der Prekarisierungsgesellschaft vgl. Marchart 2013b.

2 | Prekarität ist, wie Robert Castel zu Recht betont hat, ein relativer Begriff. Darüber hinaus ist zu ergänzen, dass die sozialstaatlich verbürgte relative Sicherung vor allem dem männlichen und mehrheitsgesellschaftlichen Normalarbeiter zukam.

Zusätzliche Literatur

- Belorgey, Jean-Michel et al. (2000): *Minima sociaux, revenus d'activité, précarité*. Paris: Documentation Française.
- Farge, Arlette/Laé, Jean-François (2000): *La fracture sociale*. Paris: Desclée de Brouwer.
- Grell, Paul (1999): *Les jeunes face à un monde précaire*. Paris: L'Harmattan.
- Gueslin, André (2004): *Les gens de rien*. Paris: Fayard.
- Laé, Jean-François/Murard, Numa (1995): *Les récits du malheur*. Paris: Descartes.
- Martinez, Daniel (2003): *Carnets d'un intérimaire*. Agone-Verlag.
- Paugam, Serge (2000): *Le salairé de la précarité*. Paris: PUF.
- Poulleau-Berger, Laurence (1999): *Le travail en friche*. Paris: L'Aube.

Flexibilität und Prekarität

Die zwei Gesichter einer entfesselten Marktgesellschaft

Franz Schultheis

RADIKALE MARKTVERGESELLSCHAFTUNG UND IHRE KRITIKER

Der vorliegende Beitrag greift eine von Luc Boltanski und Ève Chiapello in ihrer zu Recht internationales Aufsehen erregenden Studie »Der neue Geist des Kapitalismus« (Boltanski/Chiapello 2003) entwickelte These auf und wählt sie als theoretische Ausgangsstellung für eine Interpretation eigener empirischer Befunde und weiter führender theoretischer Überlegungen.

Schon der Titel dieser Studie ist Programm, postuliert einerseits Kontinuität der klassischen sozialwissenschaftlichen Paradigmen und ihre fortbestehende Deutungskraft betreffs der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und -bedingungen der Moderne, wirft nichts über Bord, ordnet und platziert die Dinge zugleich aber neu¹. Der Geist des Kapitalismus wird zunächst in einem großen historischen Wurf auf originelle Weise so rekonstruiert, dass er von Beginn an als unweigerlich und unzertrennlich mit seiner Antithese, der Kapitalismuskritik, liiert scheint. Diese Kapitalismuskritik, zunächst in religiösen, philanthropisch-humanistischen, sozialphilosophisch daherkommenden Gewändern, nicht zuletzt aber auch in literarischer Gestalt einen nachhaltigen Ausdruck findend, verläuft, wie die beiden Autoren sehr überzeugend rekonstruieren, auf zwei parallelen Bahnen, die sich manchmal kreuzen und wechselseitig verstärken, ja geradezu bis zur Unkenntlichkeit vereinen, dann wieder in Gegenlage zueinander treten und sich Rang und Publikum ablaufen. »Sozialkritik« an den vom Kapitalismus systematisch erzeugten Widersprüchen und Leiden, an der Ausbeutung von Menschen durch den Mensch hier, »Künstlerkritik« (*critique*

¹ | Man kann im vorliegenden Werk ohne Mühe eine Fortschreibung der für Max Weber prägenden Fragestellung erkennen: »Ausnahmslose jede, wie immer geartete Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen ist, wenn man sie bewerten will, letztlich auch darauf hin zu prüfen, welchem menschlichen Typus sie, im Wege äußerer oder innerer (Motiv-) Auslese, die optimalen Chancen gibt, zum herrschenden zu werden« (Weber 1973: 517).

artiste) an den verheerenden Folgen einer vermassten, in die Hörigkeit eines ehernen Gefängnisses bürokratischer Normalisierung und Disziplinierung verbannten Menschentums dort. Stehen zu Beginn die frühsozialistischen Gegenentwürfe zum manchesterliberalen Frühkapitalismus, dann aber noch grundlegender und dauerhafter der Frühmarxismus der Tradition der Sozialkritik an der Wiege und geben ihr langfristig Ton und Stoßrichtung an, so geben sich bei der Geburt der Zwillingschwester »Künstlerkritik« die verschiedenen Varianten der Bohème ein Stelldichein. Das »J'accuse« der kritischen Intellektuellen gegen die Menschenverachtung der entfesselten Ökonomie, fast allesamt Kinder eben jener Bourgeoisie, die hier auf die Anklagebank gesetzt wird, vermischt sich seitdem in immer neuen Polyphonien mit dem nietzscheanischen Pathos der Künstlerkritik an der Knechtschaft der »masses moutonnières« der modernen Lohnarbeitsgesellschaft, ihrem zum System gewordenen Nihilismus, dem man letztlich nur noch einen aufgeklärten heroischen Nihilismus im Stile Max Webers scheint entgegen setzen zu können.

Die besondere Überzeugungskraft der Theoriearbeit Boltanskis und Chiappellos liegt nun aber gerade darin aufzuzeigen, wie sehr diese kritischen Gegenentwürfe selbst vom Kapitalismus assimiliert und positiv bzw. im wahrsten Sinne des Wortes »produktiv« gewendet werden konnten. Die Lektüre dieses spannenden Buches führt Schritt für Schritt vor Augen, wie sehr die immer wieder überraschende Vitalität und Selbsterneuerungskraft des Kapitalismus nicht zuletzt auf der Fähigkeit beruht, die Kritik an ihm aufzunehmen und dadurch aufzuheben. Die Kapitalismuskritiker müssen sich bei dieser Lektüre immer aufs Neue Asche auf ihr Haupt streuen und eingestehen, dass sie ihren Gegner auf sträfliche Weise unterschätzt haben und er sie auf ihren ureigensten Gefilden allzu oft mit ihren eigenen Waffen schlägt. Der Kapitalismus erweist sich in dieser Sicht der Dinge nicht nur als überaus vital, sondern obendrein noch höchst lernfähig und lernbereit, absorbiert historische Erfahrungen und wendet sie reflexiv. Er lässt Kritik und Widerstand nicht einfach an sich abprallen, wie man lange versucht war zu glauben, sondern öffnet sich ihr, assimiliert und akkommodiert, um es mit der Piagetschen Lerntheorie auszudrücken, die aufgesogenen Wissensbestände und Erfahrungswerte, nimmt deren Aufschlüsse in sein Programm auf, wird klüger und reflexiver, schreitet fort, steigert seine Effizienz, stärkt sich und wird dabei immer unausweichlicher.

Die Autoren dieses Buches begnügen sich keineswegs mit solchen theoretischen Postulaten. Vielmehr begeben sie sich in die Höhle des Löwen, in seine think-tanks, wo seine Doktrinen und Doxa gehütet und fortgeschrieben werden. Die zeitgenössische Managementliteratur dient ihnen als eine Art Spiegel, bzw. »Anzeiger« für die vor unseren Augen ablaufenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse. Anhand akribischer Inhaltsanalysen der Lehr- und Handbücher für die Eliten des kapitalistischen Großunternehmens, nach dem Verschwinden einer ohnehin wenig überzeugenden Alternative heute globaler

und universalistischer daher kommend denn je, zeigen sie auf, wie die Künstlerkritik an entfremdender und abstumpfender Lohnarbeit, an rigiden, fremdbestimmten Arbeitsprozessen, an der für entfremdete Arbeit symptomatischen Spaltung von Arbeit hier und Freizeit und vermeintliche Freiheit dort, Massenproduktion und Massenkonsum etc. aufgegriffen wird und in ihrem Potential für eine erneute Befreiung bzw. Steigerung von Produktivität begriffen wird. Hierbei begeben sich Boltanski und Chiapello nie auf die Ebene einer vulgären 68er-Schelte, verfallen nicht in die altbekannten Mechanismen eines intellektuellen Anti-Intellektualismus, wo Frustration, Ohnmachtsgefühle und Ressentiments regieren. Der Ton ist kühl, die Analyse distanziert, auch wenn man ihr immer wieder Betroffenheit anmerkt. Verschiedene Lesarten sind möglich und verdeutlichen, wie ertragreich der eingeschlagene Weg einer Rekonstruktion der Moderne unter Einbezug der für sie typischen Formen der Selbstbeobachtung und Selbstthematisierung, genannt »Sozialwissenschaft«, sein kann. So lässt sich z.B. nicht nur eine deutliche Kontinuität hinsichtlich der Weberschen Fragestellung nach dem Ethos des Kapitalismus aufzeigen, die ja angesichts des gewählten Titels ohnehin in die Augen springt, sondern auch eine Fortschreibung des Elias'schen Programms einer Analyse des Prozesses der westlichen Zivilisation erkennen. Hierbei erscheint dann der sich seit den frühen 1980er Jahren abzeichnende folgenschwere Paradigmenwechsel bei der Identifikation und Definition der normativen Anforderungen und Qualitätsstandards des Humankapitals in der Managementliteratur analog zu den mit der Neuzeit auftauchenden Benimmsspiegeln und Etikettebüchern wie ein Spiegel der allmählichen Transformation von Anforderungen an die Kompetenzen der Selbstbeobachtung, Selbstkontrolle und Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung des Individuums. Nur jetzt ist es nicht mehr die höfische Gesellschaft und ihre Elite, die eine Art »Treibhaus« für die Entwicklung dieses neuen zivilisierten Habitus abgeben, sondern dieser Prozess hat sich auf die Unternehmens-Chef-etagen der heutigen gesellschaftlichen Eliten, dem Management, verlagert.

Wie schon im Falle der höfischen Gesellschaft wirkt auch hier wieder ein enormer und omnipräsenter Konkurrenzdruck als Treibstoff dieses Prozesses der Steigerung individueller Kompetenzen an Selbstbeherrschung und Selbststeuerung: *savoir-vivre* und *savoir-survivre* waren schon im Zeitalter des Duc de Saint Simon am Hofe Ludwig XIV. Begleiterscheinungen eines sozialdarwinistischen Klimas der Auslese und Züchtung einer neuen Elite, und der neue Ethos des Kapitalismus, der den homo oeconomicus in seiner idealtypischen Form des Unternehmers zum Modell für alle erhebt, fand gerade auf den Chef-etagen der Unternehmen und Consulting-Agenturen geeigneten Nährboden. Das Kapital dieses Typus des »Unternehmers seiner selbst« ist unter den heutigen Bedingungen einer hochtechnisierten Informationsgesellschaft immer weniger in seiner klassischen materiellen bzw. patrimonialen Form zu finden, sondern erweist sich immer weitgehender personengebunden, sei es in Form

inkorporierten bzw. zum Habitus eingefleischten kulturellen Kapitals, sei es in Form personengebundener Netzwerke und sozialen Kapitals. Beide erfüllen die Voraussetzungen maximaler Mobilität und Flexibilität, die heute nach den von Boltanski und Chiapello vorgelegten Analysen als zentrale Merkmale des *employable man* gelten. Zu den Paradoxien dieses Gesellschaftstypus zählt, dass ausgerechnet bzw. gerade in Zeiten einer immer mehr in zersplitterte Einzelprojekte zerfallenden Erwerbsbiographie und der Normalisierung sog. atypischer Arbeitsverhältnisse in Gestalt von nur punktuell abgesicherten und begrenzten Arbeitszusammenhängen, von den nicht minder prekär werdenden privaten Lebensverhältnissen ganz zu schweigen, ein immer komplexerer und integrierter Persönlichkeitstyp mit einem Höchstmaß an Selbstkontrolle und sozialer Handlungskompetenz gefordert und gefördert wird. Die Dialektik dieses Prozesses der Modernisierung bringt es mit sich, dass Individuen, die durch diese wachsende Anforderung schlicht überfordert werden, insbesondere jene, die auf Grund ihrer sozialen Herkunft und Platzierung nur schlecht mit den für diese radikalisierte Konkurrenz nötigen kulturellen Kompetenzen ausgestattet sind, es riskieren, auf der Strecke zu bleiben.

Hier schlägt dann wieder die Stunde der Sozialkritik, die sich mehr denn je mit den Folgen einer Dialektik der Moderne auseinandersetzen muss, welche systematische gesellschaftliche Spaltungen und Widersprüche erzeugt, materielle Lebenschancen und Handlungsspielräume und Projekte subjektiver Selbstverwirklichung für die einen, Schutzlosigkeit und »negative Individualisierung« (Castel 2003) für die anderen erzeugt.

PREKARITÄT: MENSCHEN IM MAHLSTROM ENTFESSELTER MARKTKONKURRENZ

Eine zentrale Quelle des Leidens an gesellschaftlichen Lebensbedingungen findet sich im raschen, radikalen oder gar revolutionären Wandel von gesellschaftlichen Strukturen und alltäglichen Lebensverhältnissen. Dieser schlägt sich in einem Bruch zwischen den vom Menschen internalisierten bzw. sprichwörtlich »einverleibten« gesellschaftlichen Strukturen (dem Ensemble an Denkschemata, moralischen Standards und Verhaltensgewohnheiten, die der Soziologe »Habitus« nennt) und den Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Umwelt nieder und produziert das, was der Soziologe Anomie nennt, d.h. einen Mangel an normativen Koordinaten und Orientierungen an denen man seine Erwartungen und Handlungen mit einiger Verlässlichkeit ausrichten kann. Genau hiervon aber wird im Folgenden die Rede sein. Wir leben heute in einer Zeit massiver wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Umbrüche. Darüber besteht bei allen Experten der Sozial-, Wirtschafts- und Humanwissenschaften ein ausgeprägter Konsens, und man ist sich auch einig darin, dass dieser radikale

Wandel ungefähr in den Jahren um 1980 begonnen hat. Nur wählt man für die Kennzeichnung dieses Wandels sehr unterschiedliche Konzepte und spricht von Globalisierung, post-industrieller Gesellschaft oder Neoliberalismus.

Im Rahmen dieses Wandels kommt es nach dem in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Publikationen dokumentierten Stand der Forschung zu einer grundlegenden Veränderung der normativen Anforderungen an den Arbeitnehmer bzw., um es zeitgemäß auszudrücken, an das heutige Humankapital. Gemeinsamer Nenner dieses Steckbriefs des idealen Arbeitnehmers scheint zu sein: er arbeitet ständig und lebenslang an der Perfektionierung oder zumindest Bewahrung seines »Humankapitals« in Gestalt seines inkorporierten kulturellen und sozialen Kapitals, denkt und handelt im Rahmen von je befristeten und begrenzten Projekten statt in Dimensionen lebenslanger beruflicher Karrierevorstellungen, situiert sich im Kontext personengebundener sozialer Netzwerke (seinem »sozialen Kapital« an aktivierbaren Ressourcen an Unterstützung), statt auf institutionalisierte Netzwerke zu bauen. Der »employable man« orientiert sich an seinem eigenen, in Gestalt von konkreter Nachfrage messbaren Marktwert, statt nach einem dauerhaften Status zu streben und begnügt sich mit einer konjunktur- und situationsabhängigen Lebensführung, anstatt sich an einen langfristigen Lebensentwurf zu klammern. Er ist insofern in seiner Lebensorientierung stärker außengeleitet als das klassische bürgerliche Individuum mit starker Innenleitung. Der marktgängige Arbeitnehmer ist geographisch mobil und beruflich flexibel und weiß dies mit seinen privaten Lebensarrangements in Einklang zu bringen, welche dadurch tendenziell auch den Charakter von zeitlich begrenzten Projekten annehmen.²

Der beschriebene ökonomische Habitus des »employable man«³ spiegelt direkt die allgemeinen Grundzüge der neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftslehre wider.

Hierzu zählen Aspekte wie: Optimierung der Markt-Transaktionen (Zahl und Frequenz), Optimierung der Vertragsabschlüsse (Zahl und Frequenz); Reduktion des Inhalts von Verträgen auf die effektiv zu erbringende Leistungen (reiner Leistungslohn und reiner Zweckkontrakt), maximale Ausdehnung und Intensivierung des Markthandelns im gesellschaftlichen Raum unter Ausräumung aller dabei im Wege stehenden Schranken, Glaube an die Leitfigur des Unternehmers als Prototyp eines sensiblen und rational auf die Marktkräfte re-

2 | Man wird schon gemerkt haben, dass auch das Leben des erfolgreichen Marktmenschen alles andere als reines Honiglecken ist. Man fordert ihm ein sehr hohes (allzu hohes?) Maß an Selbstkontrolle und -disziplin ab, eine Dauerreflexivität, die irgendwann Ermüdungserscheinungen und eine »Fatigue d'être soi«, wie es der treffende Titel eines Buches von Ehrenberg auf den Nenner bringt, zeitigen muss.

3 | Hier wie andernorts wird »man« geschlechtsneutral in seiner anthropologischen Bedeutung verwendet.

agierenden Akteurs und Forderung nach einer Orientierung an diesem rational wie moralisch überlegenen Modell für Jedermann.

METAMORPHOSEN EINES SCHWEIZER TRADITIONSUNTERNEHMENS

So weit der in vielfältigen sozialwissenschaftlichen Studien diagnostizierte Wandel der modernen Arbeitsgesellschaft auf makrostruktureller wie individueller Ebene. Unser Beitrag wird nun den Versuch machen, diesen vor unseren Augen stattfindenden gesellschaftlichen Wandel und seine Folgen für die betroffenen Menschen anhand der Beobachtungen und Analysen der Veränderungen in einem Schweizer Unternehmen von Weltruf näher zu beleuchten. Es handelt sich um ein Traditionsunternehmen, das in den 90iger Jahren seine Unternehmenskultur im Gefolge einer zweifachen Fusion radikal umkrempelte bzw. »modernisierte« und im gleichen Schritt rund 4000 Mitarbeiter entließ bzw. wie man dort sagt: »freigestellt hat«. Hierbei sei gleich einleitend angemerkt, dass dieses Unternehmen bis zu diesem Zeitpunkt einen besonderen Stolz darin zu finden schien, noch nie einen Mitarbeiter vor die Tür gesetzt zu haben. Es handelt sich also um eine tief greifende Metamorphose, nach der dieses Unternehmen auch und gerade für langjährige Mitarbeiter aller hierarchischen Positionen schlicht nicht mehr wieder zu erkennen war.

Der Autor hatte Gelegenheit, mit einer Gruppe jüngerer Soziologen und Soziologinnen diesen Prozess über eine Dauer von mehr als zwei Jahren beobachtend zu begleiten und zu forschen (vgl. Buss-Notter 2007). Die Befunde und Ergebnisse dieser konkreten Beobachtungen und Analysen können unseres Ermessens über den Einzelfall hinaus sehr treffend als Spiegel unserer Gesellschaft auf dem Wege in ein neues, neoliberales Zeitalter dienen. Im Zentrum hierbei steht die Frage nach dem Menschen: Was wird aus ihm, dem *Homo sapiens*, unter den Bedingungen einer brutalen Radikalisierung der Marktlogik? Entwickelt er sich vollends zu einem *Homo Oeconomicus*, wie es die moderne Wirtschaftslogik zu fordern scheint und viele der beobachtbaren Veränderungen es bereits andeuten? Gibt es Widerstände und Kräfte der Beharrung? Wie wird dieser Wandel konkret erlebt und erlitten? Mit solchen gewollt »naiv« erscheinenden Fragen folgen wir einem zentralen soziologischen Erkenntnisinteresse, welches von Max Weber in der folgenden Weise auf einen klaren Nenner gebracht wurde: »Ausnahmslose jede, wie immer geartete Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen ist, wenn man sie bewerten will, letztlich auch darauf hin zu prüfen, welchem menschlichen Typus sie, im Wege äußerer oder innerer (Motiv-)Auslese, die optimalen Chancen gibt, zum herrschenden zu werden« (Weber 1973: 517).

Aber kommen wir nun zur konkreten Anschauung laufender Transformationsprozesse des fortgeschrittenen Kapitalismus. 1997 bekam unser kleines

Soziologenteam die Möglichkeit, den frisch eingeleiteten grundlegenden Wandel eines Schweizer Traditionsbetriebs aus nächster Nähe zu beobachten und zu analysieren. Nach einer Fusion mit einem anderen inländischen und nachfolgend dem Zusammenschluss mit einem nordamerikanischen Unternehmen der gleichen Branche wurde diese Zusammenlegung für die Durchsetzung einer weit reichenden und tiefgehenden Rationalisierung und Modernisierung genutzt. Zu diesem Zwecke holte man sich eine weltweite bekannte Unternehmensberatungsfirma ins Haus, die den Plan für eine Total-Renovation ausarbeitete und umsetzte. Möglichst viele Arbeitsplätze sollten eingespart werden und hierbei legte man die Elle der *employability* an, um die rund 4000 Überzähligen, sozusagen den Ausschuss des Modernisierungsprozesses, auszusortieren. Das Prinzip der *employability* wurde dabei nach den Plänen der für den Umbau zuständigen *Consultants* in Form von Workshops umgesetzt: alle Mitarbeiter der fusionierenden Firmen wurden eingeladen, um an ausgewählten Tagungsorten einen Wettkampf um ihr Verbleiben bzw. Überleben zu bestehen und dabei zu beweisen, dass sie gegenüber ihren Konkurrenten ein höheres Maß an *employability* aufzuweisen hatten.⁴

Um die Verlierer nicht einfach auf der Straße sitzen zu lassen (was auf das Image des Unternehmens wenig erfreuliche Schatten werfen könnte), entwarf das Unternehmen einen recht großzügigen Sozialplan, und dieser gab denn auch den Rahmen dafür ab, Soziologen auf den Plan zu rufen. Die mit dem »sozial verträglichen« Personalabbau beauftragte Gruppe von Kadern des Unternehmens ließ uns Einblick in ihre Arbeit nehmen und ermöglichte es uns, die sozialen und menschlichen Folgekosten der vonstatten gehenden Rationalisierung zu beobachten und zu analysieren.

WEGE EINER SOZIOLOGISCHEN FELDSTUDIE

Unsere Forschung bediente sich unterschiedlicher Methoden wie teilnehmende Beobachtung, Auswertung schriftlicher Quellen unterschiedlichster Herkunft und Funktion, statistische Auswertung von Personaldaten (soziodemographische Profile der Population freigestellter Mitarbeiter nach soziologisch relevanten Kriterien wie Alter, Herkunft, Familienstand etc.) und vor allem qualitative

4 | Es bedarf wohl kaum einer längeren Fußnote, um auf die besondere Brutalität dieser Form sozialer Auslese zu verweisen. Das sozialdarwinistische Prinzip des »*survival of the fittest*« wird unter den Bedingungen solcher »Überlebensübungen« ohne Umschweife zelebriert, und analog zu den traditionellen Ausscheidungskämpfen (von den Gladiatorenkämpfen im Zirkus des alten Rom bis hin zum modernen Sport oder medial inszenierten Wettbewerben aller Art) lässt sich auch hier die kollektive Illusion wahren, dass Alles mit rechten Dingen zugeht.

Interviews mit mehr als 100 Betroffenen unterschiedlichster Statuspositionen im Unternehmen. Hierbei ging es darum, die menschlichen Erfahrungen mit dem erlebten Umbruch aus der Sicht der Betroffenen ans Licht zu bringen und deren Zeugnisse einzuholen und festzuhalten. Dieses Kernstück des Projektes diente u.a. auch dem Zweck, den Wandel des Unternehmens, welcher in künftigen Zeiten wohl hauptsächlich aus der Vogelperspektive der Unternehmensspitze als einschneidender Erfolg einer Anpassung an die Zwänge des Marktes und verschärfter globaler Konkurrenz gefeiert werden wird, auch aus der Froschperspektive des ganz normalen Angestellten zu sehen und deutlich zu machen, dass es sich bei diesem Unternehmenswandel um eine sehr doppel-schneidige Angelegenheit handelt. Dieser bringt nicht nur auf Seiten der ihn passiv wie einen Schicksalsschlag erleidenden Alltagsmenschen enorme Verlustgefühle und Leiden mit sich, sondern destabilisiert auch das Verhältnis der im Unternehmen Verbleibenden dauerhaft, zerstört langfristig das Vertrauen, das der einfache Arbeitnehmer in es setzte, und schlägt sich im sog. *survivor-sickness*-Syndrom nieder, welches wohl auch für das Unternehmen selbst langfristig negative Konsequenzen in Form von sinkender Identifikation (die viel beschworene *corporate identity*) und Arbeitsmotivation haben kann.

Mittels der statistischen Auswertung der demographischen und sozialen Merkmale der rund 4000 aussortierten Menschen, den Überzähligen, konnten wir zunächst der Frage nachgehen, ob denn der postulierte Wettkampf ums Überleben tatsächlich so egalitär wie behauptet vor sich ging, oder ob es typische Verlierer und typische Gewinner-Profile gab.

Schauen wir uns zu diesem Zwecke einmal das Profil der »Verlierer« bei dieser Ausscheidungskonkurrenz an. Fragt man nach den persönlichen Merkmalen und Profilen, die den Arbeitnehmer der fusionierenden Unternehmen für eine Freistellung prädisponierten und in gewissem Sinne also »Handicaps« in der Konkurrenz um knappe (bzw. aus Rationalisierungsgründen in der Logik der *shareholder-value* künstlich verknappte) Stellen bedeuteten, so stößt man zunächst auf den Faktor Geschlecht. Frauen waren bei der Population ausgesonderter Mitarbeiter, den *leaver*, weit überrepräsentiert, was zu einem guten Teil mit einem weiteren Typus des Handicaps bzw. der sozialen Verwundbarkeit zusammenhängen dürfte: der Familiensituation. Wie unsere statistische Analyse offen legte, scheinen Mütter von Kleinkindern, aber auch noch schulpflichtigen Kindern in ihrer vom Unternehmen evaluierten *employability* stark beeinträchtigt (gehandicapt) und wurden weit überdurchschnittlich frei gestellt⁵, während

5 | Hier sei darauf verwiesen, dass auch Teilzeitarbeit ein deutlicher Indikator für die Verwundbarkeit von Angestellten im sozialen Selektionsprozess darstellt, allerdings signifikant mit den beiden genannten Faktoren weibliches Geschlecht und Familienlasten korrelierte und in dieser Weise für eine Ausgrenzung der dreifach Betroffenen prädestinierte.

Vätern in gleichen Familienverhältnissen ein solches Schicksal als »strukturelle Opfer« der Modernisierung erspart blieb. Kinder als Handicap? Glaubt man, dass unsere fortgeschrittenen Industriegesellschaften in Sachen Geschlechterungleichheit doch einige Fortschritte gemacht hätten, so wird man angesichts aktueller sozioökonomischer Veränderungen schnell eines Besseren belehrt.

Weiterhin erwies sich der Faktor Alter als zentrales Selektionskriterium: bereits ab 45 Jahren wurden Arbeitnehmer signifikant häufiger freigestellt, ab 55 Jahren aber prinzipiell von einer Frühverrentung betroffen, eine Entscheidung, die aufgrund ihrer für das Unternehmen katastrophalen Folgen schnell revidiert wurde.⁶ Auch das kulturelle Kapital in Form von schulischen und universitären Diplomen erwies sich als einschneidendes Selektionsprinzip: je geringer das schulische Kapital, desto größer die Ausscheidungswahrscheinlichkeit – so einfach lesen sich die aus der statistischen Auswertung der Profile von Gewinnern und Verlierern destillierten Kriterien. Kommt noch hinzu ein geographisches bzw. sozial-topographisches Selektionselement, welches die spezifischen historisch gewachsenen Verhältnisse der Schweiz gut widerspiegelt: Arbeitnehmer aus den französisch- und italienischsprachigen Regionen der Schweiz waren deutlich häufiger dem Risiko des Arbeitsplatzverlustes ausgesetzt als jene aus der Deutschschweiz, und das sich in dieser Form der Sonderung zum Ausdruck bringende Prinzip der Dominanz des Zentrums (die Deutschschweiz als zentraler Wirtschaftsstandort) spielte auch innerhalb dieses dominanten Sprachraums nochmals nach der Logik der Zentralität eine Rolle (Zürich als Kapitale des Kapitals der Schweiz war der Ort, an dem es sich am ehesten »überleben« ließ, Basel-Land oder die Ostschweiz hingegen gaben schlechte Standorte im Rennen ums Verbleiben ab).

Kommen wir nun aber zu einem gerade für den Arzt als Leser der Zeilen eines Soziologen wichtigen Aspekt der Analyse des Leidens an aktuellen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Innerhalb der Gruppe der ausgesonderten *unemployable* des Unternehmens trafen wir viele Personen an, die oft seit geraumer Zeit mit gesundheitlichen Problemen, seien sie körperlicher oder seelischer Art, zu kämpfen hatten.

6 | Hier wie auch an vielen anderen Orten muss der Soziologe schlicht seinem Erstaunen Ausdruck geben und gestehen, immer wieder davon überrascht zu werden, mit welcher Weltfremdheit und Naivität hoch bezahlte *Consultants* wider allen gesunden Menschenverstand ihre am grünen Tisch der Wirtschaftshochschulen erworbenen abstrakten Modellierungskünste contra-faktisch der Wirklichkeit verschreiben bzw. oktroyieren wollen. Eigentlich müsste man wissen, dass man das soziale Gedächtnis eines Unternehmens zerstört, wenn man eine ganze Generation schlicht vergessen macht. Aber gesellschaftliche Eliten funktionieren nun einmal nicht nach Prinzipien des alltäglichen gesunden Menschenverstandes.

Hier trafen wir Mitmenschen an, die uns von ihrem vermeintlich individuellen Schicksal berichteten und in Wirklichkeit Zeugnis von einer Renaissance der kollektiven Intoleranz gegenüber Schwächen und Makeln aller Art ablegten. Sie hatten einen Prozess der allmählichen Sicherung gegen die von ihnen hautnah erfahren körperlichen und psychischen »Pathologien« mit erlebt und neue Gewissheiten und Identitäten angesichts dieser Zivilisierung menschlicher Lebensbedingungen gewinnen können, welche ihnen jetzt wieder genommen wurden. Die in der Interviewsituation angetroffenen Reaktionen auf diesen Verlust reichen von der Schilderung persönlichen Dramen, über die fatalistische Hinnahme der Geschehnisse wie bei einer Naturkatastrophe, Wut und Hass auf das Unternehmen, Selbstzweifel, bis hin zu Ressentiments gegenüber bestimmten Vorgesetzten. Vorherrschend war jedoch der Ausdruck eines grundlegenden und tiefgehenden Gefühls des Verlustes, des Verlustes an Heimat, an Identität, an Gemeinschaft und allen voran ein Verlust an Vertrauen in die gesellschaftlichen Spielregeln und die eigene Zukunft.

VOM ELITÄREN ETHOS ZUM STANDARD

Der neue Ethos des Kapitalismus entstand, wie in Anlehnung an Boltanski und Chiapello dargelegt, auf den Chefetagen der Unternehmen und den Consulting-Agenturen: hier wurde das Menschenbild des universellen »freien Unternehmers seiner selbst« genährt, bei dem individuelle Selbstsorge kollektive Vorsorge und Fürsorge ersetzen. Es handelt sich um einen Ethos von Eliten, für Eliten entwickelt, dessen Pathos die eigenen sozialen Möglichkeitsbedingungen geflissentlich ignoriert oder verdrängt und vergessen macht, dass die Fähigkeit der Selbstsorge nicht zuletzt als Privileg eines Individuums verstanden werden muss, das über die notwendigen materiellen Privilegien verfügt, um sich selbst in die Hand nehmen zu können. Diese Voraussetzungen haben jedoch unter den heutigen Bedingungen der hoch technisierten Informationsgesellschaft immer weniger einen materiellen, patrimonialen Charakter, sondern sind weitgehend personengebunden, sei es in Form inkorporierten bzw. zum Habitus eingefleischten kulturellen Kapitals, sei es in Form persönlicher Netzwerke und sozialen Kapitals. Beide erfüllen die Voraussetzungen maximaler Mobilität und Flexibilität, die heute zentrale Merkmale des *employable man* sind. Welch seltsames Paradoxon: ein immer mehr zersplitterter, in Einzelprojekte zerlegter und nur durch isolierte Werkverträge punktuell gesicherter gesellschaftlicher Arbeitszusammenhang soll durch die Forderung und Förderung einer komplexen Persönlichkeitsstruktur mit höchster Handlungs- und Selbststeuerungskompetenz ermöglicht werden.

Am Gegenpol zu diesem Bild eines neuen elitären ökonomischen Habitus entsteht unweigerlich die Negativfolie des *unemployable man*: man muss nur bei

jeder der von Boltanski und Chiapello aus der Managementliteratur herausgefilterten normativen Erwartungen an den *employable man* ein negatives Vorzeichen setzen und schon entsteht der Steckbrief des jetzt stigmatisierten klassischen Arbeitnehmerhabitus. Was gestern positiv bewertet wurde und selbst Produkt eines jahrhundertelangen Konstruktionsprozesses der Institutionalisierung des Arbeitnehmers war, wird plötzlich innert kürzester Zeit zum Auslaufmodell deklariert und deklassiert.

Die zeitgenössische Gesellschaftsdiagnose hat immer mehr mit neuen Verwundbarkeiten »nach den Sicherungen«, wie Castel (vgl. 2003) es ausdrückt, zu tun, die all jene in ihrer Existenz bedrohen, die nicht über das Privileg verfügen, sich den zur allgemeiner Norm erhobenen Anspruch auf selbstverantwortliche Lebensführung materiell leisten und ihn lebenspraktisch einlösen zu können. Wie Castel richtigerweise unterstreicht, bedarf es des Eigentums als materieller Möglichkeitsbedingung autonomer Lebensplanung und Lebensführung, um sich selbst »eigen« nennen zu können. Dort, wo Privateigentum in ausreichendem Maße vorhanden, oft schon von Geburt an ohne weiteres Verdienst in die Wiege gelegt ist, ist dies kein Problem. Wo aber Menschen nur über ihre Arbeitskraft verfügen, um sie auf dem Markt gegen Subsistenzmittel einzutauschen, dort herrscht eine fundamentale Prekarität, Unsicherheit und Verwundbarkeit. Nun haben unsere kapitalistischen Gesellschaften in einem langwierigen Lernprozess Formen der sozialen Sicherung hervorgebracht, die gegen die Standardrisiken der Erwerbsarbeit, das heißt vor allem Invalidität, Alter, Krankheit und Arbeitslosigkeit, ein Mindestmaß an kollektivem Schutz gewähren und eine Art »Sozialeigentum«, wie Castel es treffend nennt, fest institutionalisiert haben. Dieser enorme Fortschritt hin zu einer Anerkennung und Garantie universeller sozialer Teilhaberechte ging einher mit einer Art nachholenden Individualisierung bei den unteren Gesellschaftsschichten, deren sozialer Habitus mehr oder minder deutliche Zeichen einer Ver(klein)bürgerlichung aufweist. Mit diesem langfristigen Transformationsprozess gingen aber auch Auflösungen traditioneller Sozial- und Solidarformen einher – von der Familie und der erweiterten Verwandtschaft über Nachbarschaft und Gemeinde bis hin zu gewerkschaftlichen und politischen Organisationsformen, die in ihren unterschiedlichen Kombinationen das widerspiegeln, was man noch in den Zeiten des Wirtschaftswunders der »Arbeiterkultur« zurechnete. Auch diese Formen der Vergesellschaftung in den Volksklassen haben im Zuge der Individualisierung alltäglicher Lebensformen und Verhaltensmuster eine rasche und nachhaltige Erosion erfahren und auf dem Wege vom traditionellen zum traditionslosen Arbeitnehmer sind viele der gemeinschaftlichen Ressourcen an Schutz und Solidarität – wohl unwiederbringlich – verloren gegangen. Hier liegt das radikal Neue der sich abzeichnenden »neuen« sozialen Frage: Der schrittweise Abbau sozialer Sicherungen und der Rückzug des Staates aus der Verantwortung für eine solidarische Daseinsvorsorge trifft nunmehr hochgradig individualisierte Indivi-

duen, die dem kalten Wind einer radikalen Marktvergesellschaftung schutzlos ausgeliefert sind, weil ihr Habitus nun ganz grundlegend durch die schrittweise Gewöhnung an ein Mindestmaß an Schutz vor den Unwägbarkeiten des Alltags in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft geprägt ist, einer Gesellschaft die dazu übergeht, nur noch sehr begrenzt solidarische Haftung für ihre Mitglieder zu übernehmen.

LITERATUR

- Boltanski, Luc/Ève Chiapello (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Buss-Notter, Andrea (2007): Soziale Folge ökonomischer Umstrukturierungen. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert (2003): *L'insécurité sociale. Qu'est-ce qu'être protégé*. Paris: Seuil.
- Weber, Max (1973): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: JCB Mohr.

Das Regulationsdilemma prekärer Arbeit

Große Krisen des Kapitalismus und (blockierte) Alternativen der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung

Bernd Röttger

»Alles, was auf Erden erfunden wird,
liegt irgendwo schon auf der Lauer.«
(Peter Rühmkorf)

PROBLEMAUFRISS

Inmitten hektischer krisenpolitischer Betriebsamkeiten des Kapitals, mit denen weitere Konzessionen der abhängig Beschäftigten erzwungen und weitere Schritte zur Flexibilisierung und Deregulierung des Arbeitsrechts vorbereitet werden, lassen sich immer wieder Stimmen hören, die eine neue Epoche der Regulation gesellschaftlicher Arbeit verkünden. Für sie ist die mit dem Zusammenbruch von Lehman Brothers im September 2008 manifest gewordene globale ökonomische Krise des Kapitalismus eine »große Krise«. Die französische Regulationstheorie hatte solche ökonomischen Krisen – im Unterschied zu konjunkturellen Einbrüchen, die das politische Regulationsgefüge nicht erschüttern – bestimmt als historische Zäsuren, weil eine Krisenüberwindung innerhalb des einst hegemonialen wirtschaftspolitischen Paradigmas, der geronnenen Strukturen der Akkumulation und der institutionellen Formen der Bearbeitung des Klassenkonflikts nicht mehr möglich ist. Große Krisen leiten eine neue Epoche kapitalistischer Entwicklung ein, die sich von der vorhergehenden deutlich unterscheidet.

In dieser Perspektive bezeichnen sowohl die *Great Depression* der 1930er Jahre als auch die Weltwirtschaftskrise 1974/75 »große Krisen«. Die erste, weil sie den Weg für die Durchsetzung eines verstärkten Staatsinterventionismus, einer *Mixed Economy* und institutioneller Macht der Arbeiterbewegung bereitete – eine Entwicklung, in der sich der »Trend zur Politisierung der Ökonomie voll durchsetzt« (Zieburg 1984: 16); die zweite, weil sie diesem Entwicklungstyp